



Sagen

aus dem

**A**urgthale

und

Geschichten.



Druck und Verlag der W. v. Müller'schen Buchdruckerei  
Gernsbach.

# Sagen

## aus dem Murgthale.

~~~~~

Ph. Ruppert nachgezählte  
und mit Zusätzen vermehrte Ausgabe.

— ❁ —

1887.

50 MA 3760

DT. Lit. 9, 69



**A**ls ich noch ein kleiner Knabe war und meine Großmutter noch lebte, da stand ich oft, wenn sie so im alten Lehnstuhl in ihrem Kämmerchen da saß, vor ihrem Schoße und bat sie mir zu erzählen. Und sie that es immer gerne, die gute alte Frau; schaffen konnte sie nicht mehr viel und darum war es ihr stets recht, wenn sie mit mir von den alten Zeiten reden konnte. Da erzählte sie mir vom

### Rockertweibchen,

wie es in langem, schwarzen Kleide, mit schwarzem Sammtmieder und altertümlichem Federhute klagend und jammernd im Rockertwalde umgeht, wie es dem und jenem aus Reichenthal oder Scheuern begegnet ist, und, da sie ruhig ihres Weges gingen, ihnen nichts zu Leide that. Der Hans Marte aus Reichenthal aber, der eines Abends auch einen Schoppen Most in Gernsbach mehr getrunken hatte, als ihm seine Lisbeth zu Hause erlaubt hatte, und der nun in angeheiterter Stimmung den nächsten Weg nach Hause durch den schönen Buchwald nahm, hörte auch, wie das Rockertweibchen ihr klagendes „Hu, Hu“ durch den Wald rief, und äffte es spottend und lachend nach. Er war aber noch keine zehn Schritte weiter gegangen, da knickte er fast zusammen, so schwer fiel's auf seinen Rücken und klammerte sich um seinen Hals, daß er fast ersticte — das Rockertweibchen hatte sich unseren Hans Marte



zum Tragesel erkoren und schwitzend und feuchend mußte er es den Berg hinauftragen, und, wenn er gleich schon mehrmals unter seiner Bürde zusammenbrechen wollte, es wich nicht. Marte dachte an seine Lisbeth daheim; sie war ihm auch schon oft eine schwere Last gewesen, die er nicht mehr losbringen konnte, aber der gegenüber, die er jetzt trug, erschien sie ihm leicht. Endlich war er oben am Ferge angekommen und wollte ein wenig ausschnapfen, aber unerbittlich trieb es ihn den Berg hinab und Marte glaubte sein letztes Stündchen gekommen, als er am Fache im Thal anlangte — da plums fiel es wie ein Malter sack in das Wasser und von seiner Zentnerlast befreit atmete Marte tief auf. Der Dunst, der seit er die Wirtschaft in Gernsbach verlassen hatte, sein Gehirn umhüllte, war gewichen und er erkannte nun, wo er sich befand. Lange mußte er in der Irre herumgegangen sein, denn es war morgens 3 Uhr, als er ermattet und erschöpft bei seiner Lisbeth ankam.

Am nächsten Sonntag Nachmittag erzählte Marte sein Resultat mit dem Ruckertweibchen mehreren Bekannten und Nachbarn. Drei darunter lachten und spotteten und wetteten, sie wollten sofort in den Ruckertwald gehen und das Ruckertweibchen rufen, und gingen auch wirklich dahin. Es war schon dunkel, als sie alle drei zusammen ganz still zurückkamen und jeder auf Umwegen, damit er nicht bemerkt würde, in seine Wohnung schleichen wollte. Aber wie sahen sie aus! Naß durch und durch, beschmukt über und über war es ihr erstes Geschäft, sich der Kleider zu entledigen, und am folgenden Tage getrauten sie sich vor Scham kaum, sich sehen zu lassen. Das Ruckertweibchen hatte sie durch Hecken und Dornen geführt und zuletzt in einen tiefen Gumpen

mit schmutzigem, faulem Wasser gestoßen. Diese drei spotteten ihr Lebtag nicht mehr über das Ruckertweibchen. Manche Leute haben schon gehört, wie das Ruckertweibchen in stillen Mondscheinnächten mit vielen Hundstuden das Wild hegte, daß Berg und Thal von dem Gebelle wiederhallte. So, und noch Manches, erzählte damals das Großmütterchen, und wenn dann das aufmerksam zuhorchende Kind fragte: „Aber Großmütterchen, warum muß denn das Ruckertweibchen im Walde umgehen und kann man es immer noch sehen?“ Da sagte es wohl: „Ja siehst du, liebes Kind, unrecht Gut gedeiht nicht und hat noch nie seinem Besitzer Segen gebracht. Das Ruckertweibchen war eine reiche angesehenere Gräfin von dem Schloß da oben, aber das beste Gut, die Zufriedenheit, hat ihr gefehlt. Wenn man auf dem Schlosse auf dem Wartturme steht und ostwärts schaut, da fällt unser Blick gerade auf den herrlichen Buchenwald, die Ruckert, mehr links darüber nach hinten ist der Schwanenkopf und noch mehr nach hinten sieht man die Teufelsmühle. Als der Graf gestorben war, da stand die Gräfin oft da oben und so oft sie den schönen Wald ansah, ärgerte sie sich, daß er nicht ihr, sondern denen von Hilpertsau und von Reichenthal gehörte, und der Teufel der Habsucht ließ ihr keine Ruhe, bis sie mit den Leuten von Hilpertsau und von Reichenthal einen Prozeß anfang um den Wald. Ein Schiedsgericht von Rittern und Grafen ward eingesetzt um zu entscheiden, wem die Ruckert gehöre, und die Gräfin mußte schwören, daß der Wald ihr gehöre. Wie es nun oft dumme Leute gibt, die glauben, sie könnten Gott ebenso betrügen, wie die Menschen, so glaubte die Gräfin auch keinen Meineid zu begehen, als sie schwor: „So wahr der Schöpfer über mir ist, gehört der Wald

mir.“ Sie hatte nämlich ihren Schlüssel in dem großen Federhute, den sie jetzt noch trägt, versteckt, und hatte bei ihrem Schwure diesen gemeint, weil man den Löffel auch Schöpfer nannte. So erwarb sie sich auf unrechte Weise den schönen Wald; es hat ihr aber schlechten Nutzen gebracht, denn nicht lange nachher starb sie und mußte nach ihrem Tode im Walde umgehen, um ihr Unrecht zu büßen; und ihr Geschlecht ist gestorben und verdorben und das ehemals so prächtige, starke Schloß war zerfallen, bis es unser edler Großherzog wieder herstellen ließ und sich jetzt von Zeit zu Zeit da oben der schönen Aussicht und gesunden Luft erfreut.

Zu den Roccertfelsen führen nun schöne Waldwege und sind allenthalben Ruheplätze angebracht. Auf dem kleinen Roccert aber ist ein Pavillon (Elsbeth-Hüttchen) errichtet, von dem eine entzückende Aussicht zu genießen. Von den beiden hinteren Felsen kann man die benachbarten Thäler weit und breit überschauen und lohnt es sich, wenn man ein Fernglas zu einer Tour dahin mitnimmt.

Dann geht man auf dem neuen Zickzackwegchen den Berg hinab nach Reichenthal in den Auerhahnen oder zum Sarbacher und ißt und trinkt nach Herzenslust.

Das Roccertweibchen erscheint jetzt nicht mehr, denn Zeiten und Menschen haben sich arg geändert; doch wo Großmutter noch jung war, da gab es noch manche Leute, die es gehört und gesehen haben wollten.

## Der Grafensprung.

„Der Wein ist ein herrliches Geschenk Gottes,“ erzählte ein anderes Mal das Großmütterchen, „besonders für uns alte Leute, viel besser und gesünder als das Bier, das jetzt die Leute soviel trinken. Aber der Wein hat auch schon viel Unheil angerichtet und Manchen, der mehr davon getrunken hat, als ihm gut war, in's größte Unglück gestürzt. Das mußte der junge Graf Eberhard von unserem Schlosse da oben auch erfahren. Er war ein gar lustiger Herr und hatte nichts lieber um sich als frohe Gesellschaften, darum lud er die benachbarten Ritter und Herren oft auf seine Burg ein und die kamen immer gern, denn unterhalb dem Schlosse am Berge nach Obertsroth zu, da wächst ein ausgezeichnete Wein, den man Eberblut benennt. In den Wäldern aber da herum gab es noch viel mehr Rehe und Hirsche als jetzt, und so war es kein Wunder, wenn die Tafel des Grafen stets wohl besetzt war und die Gäste stets zahlreich erschienen. Damals, als Graf Eberhard lebte, da widerhallten die Schloßmauern oft vom Gelächter und Gesang und manchen tollen Streich, hat der Junker und seine Gäste ausgeführt. So saß er auch einst mit seinen Freunden zusammen, — es sollte das letzte Mal sein — sie hatten schon manchen von den großen Humpen, wie man sie noch auf dem Schlosse in dem großen Saal erblickt, geleert, und der Wein hatte ihnen schon recht heiße Köpfe gemacht, da rief der junge Graf im Uebermut: „Wer wagt es den Nieß hinab und hinauf zu reiten?“



Der große Felsen nämlich, der unterhalb dem Schlosse nach der Straße zu liegt und dessen großer oberer Block, wenn man von Obertsroth herkommt, gerade aussieht wie ein ungeheurer Eberkopf, heißt das Rieß. Die Herren erschrocken, als sie die verwegenen Worte hörten. Alle erklärten es für unmöglich und keiner wollte das Wagstück unternehmen. Da ließ der Graf seinen Schimmel satteln und wollte selbst den haltsbrechenden Weg hinabreiten. Vergebens waren alle Warnungen, vergebens die Bitten und das Flehen seiner Leute, die den Grafen trotz seinem jugendlichen Uebermuth gerne hatten. Zur größten Verwunderung Aller ritt er wirklich Schritt für Schritt den Rieß hinab und kam glücklich unten an. Die Leute des Junkers baten ihn, doch jetzt abzustiegen, aber von den Rittern riefen einige: „Jetzt wieder herauf!“ und der Graf drehte sein Roß und trieb es die Felsen hinauf, dort die jähe Höhe; aber das arme treue Tier konnte nicht, es überschlug sich und stürzte samt seinem Reiter die Höhe herab. Als die vor Schrecken und Angst zitternden Knechte unten ankamen, fanden sie ihren Gebieter schon tot mit zerschmetterten Gliedern. So traurig endete das Gelage, das so fröhlich begonnen hatte.

In der Trinkhalle zu Baden und im Schlosse Eberstein selbst, sieht man Bilder, welche die Geschichte vom Grafensprung anders illustriren und nach denselben lautet: „Der Graf Wolf von Eberstein war ein gar unruhiger und weit und breit gefürchteter Mann; mit all' seinen Nachbarn lag er in Streit und Händel, und selten verging eine Woche, ohne daß er dem einen oder dem anderen nicht einen kühnen Streich spielte. Besonders waren es die Herren von Württemberg, die

Damals auch noch Grafen und noch nicht so mächtig waren wie heute, denen er manchen Schaden zufügte und mit denen er schon viele Jahre Krieg führte. Ja, wie oft haben ihm diese aufgepaßt, um ihn einmal zu erwischen, aber immer vergebens; denn der Graf Wolf war nicht nur sehr kühn, sondern auch schlau und entging stets seinen Feinden. Einmal aber da hätten ihn die Württemberger doch fast bekommen, sie hatten ihn, als er eben sorglos auf seinem Kößlein dem Schlosse zu trabte, einen Hinterhalt gelegt und sprengten jetzt plötzlich hervor. In sein Schloß konnte Wolf nicht mehr kommen, die Feinde sperren ihm den Weg. Da in der äußersten Noth, was thut der tollkühne Mann? Er reißt sein Pferd herum, sprengt den Berg hinab gerade dem Felsen zu, die Feinde immer hinter ihm drein jauchzen schon, denn dieses Mal kann er ihnen nicht entgehen. Jetzt ist der Graf am vordersten Abhange angekommen, er spornt sein Pferd und sprengt es hinab in die Murg. Damals führte noch keine so breite Straße das Thal aufwärts, sondern nur ein holperiger Weg und die Felsen erstreckten sich viel weiter vor an die Murg. Wohl ist das Roß nicht mehr aufgestanden, doch der Graf watete unbeschädigt an das andere Ufer. Seine Feinde aber standen oben und keiner getraute sich das nachzumachen, sie bewunderten den verwegenen Mann und söhnten sich bald darnach mit ihm aus.“

## Der Grafensprung.

Nach Th. Griesinger von J. Seelos.

Bisher klang zu deinem Ruhme  
Laut dein Lob, Graf Eberstein!  
In der Selben Heiligtume  
Führte man dich preisend ein.  
Gehr, aus Minnesängers Munde,  
Aus der Harfe Saitenklang,  
Floß bei froher Tafelrunde  
Deiner Heldenthats Gefang!

Jetzt sollst du heruntersteigen  
Von Walthalla's lichter Höh'!  
Einem Andern sollst Du weichen:  
Armer Wolf, es thut mir weh!  
Geyersburg, so las ich neulich,  
(Dem ist's Wahrheit, der es glaubt)  
Hab' im Sprung — ist's nicht verzeihlich?  
Sich vom Schloß die Braut geraubt.

Wißt, Graf Eberhard, der Greiner,  
Auch der Rauschebart genannt,  
Wie im Schwabenlande keiner  
War als ganzer Held bekannt;  
Haßte mit dem schwäb'schen Adel  
Den gar mächt'gen Städtebund.  
Und er gab durch herben Tadel  
Ge'n sein Thun den Kerger kund.

Doch bei Reutling- und Döfingen  
Fühlte er der Städte Sinn;  
Selbst Harn Ulrichs mit'ges Ringen  
Brachte ihm nicht viel Gewinn.  
Dieser fiel — es fing zu wanken  
An des Grafen mutig Heer  
Und kein Kommandieren, Zanken,  
Bindet seine Haufen mehr.

Da erscheint in größten Nöten  
Wie vom Himmel hergesandt,  
Wunnenstein, der ungebeten  
Plötzlich auf dem Schlachtfeld stand,  
Pact der Städte linken Flügel,  
Schlägt mit Wucht ihn aus dem Feld,  
Und Herr Greiner sieht vom Hügel,  
Wer sich hab' zu ihm gesellt.

Nicht aus Lieb' zu dem Gehästen  
Mehrte er des Grafen Ruhm,  
Nein, nur wegen angemasten  
Rechten bei dem Bürgertum.  
Und es zog der Graf als Sieger  
Zu Stuttgartens Thoren ein;  
Der geschlag'nen Städte Krieger  
Hüllten sich in Trauer ein.

Jetzt ergrimmten sehr die Brüder  
Wolf und Wilhelm Eberstein,  
Die, als Schleglerbundes Glieder,  
Zähneknirschend schauten d'rein.  
Rache kochten ihre Herzen  
Gegen ihren falschen Freund,  
Hätten fast vor Wut und Schmerzen  
Schwere Thränen noch geweint.

Und die Rache sollten fühlen  
Zweier Herzen, jung und zart,  
Die sich liebten längst im Stillen  
Nach fein-sitt'ger Minne Art.  
Kuno hieß der Heißgeliebte  
Ebler Graf zu Geyersburg  
Der im Waffenspiel Geübte  
Auf des Wunnensteiners Burg.

Iba jedoch, sie die Solde  
Wohnte auf „Neu-Eberstein“,  
Wo sie in der Minne Solde  
Sehnlichst schaut' ins Thal hinein.  
Der aus Geyersburg's Geschlechte  
Dacht' auf Wunnenstein gar viel,  
Wie man's wohl zuwege brächte,  
Wie man käme doch an's Ziel.

Endlich hat er es gefunden,  
Sagt zu Oheim Wunnenstein:  
„Balde wird mein Herz gefunden,  
Iba ist dann ewig mein!“ —  
Einstens standen auf den Zinnen  
Wolf und Wilhelm Eberstein,  
Frauen, ganz vertieft in Sinnen  
Schauten in's Gebirg hinein.

Da zeigt sich auf Thales Grunde  
Mächtig eine Wolke Staub.  
Man hört aus der Burgfrau Munde:  
„Lieber Eh'herr, mit Verlaub!  
Scheint es doch, es seien Ritter,  
Die wohl kommen auf Besuch!  
Sind's nicht Eures Bundes Brüder?  
Ja fürwahr — es ist kein Trug!“

Doch, Graf Wilhelm sagt jetzt plötzlich:  
„'s ist der Händler Atrion!  
Ah, das ist mir sehr ergötzlich;  
Ja, er ist's, ich kenn ihn schon!“ —  
Von den vorgeführten Pferden  
Ein's gefiel dem Grafen sehr.  
„Das könnt' wohl mein Leibroß werden,  
Bringt mir schnell 'nen Sattel her!“

Nun, als er's besteigen wollte,  
Schlug's nach allen Seiten aus  
Das so treu schien, gleich dem Golde,  
Weterte wie Sturm und Graus.  
Plötzlich rief der Graf dazwischen:  
„Es gehört dem Wunnenstein!  
Wie konnt'st du das Pferd erwischen?  
's wird doch nicht gestohlen sein?“

Da, der schlaue Mann entgegnet:  
„'s ist zwar jenem täuschend gleich,  
Doch mit solchem Pferd gesegnet  
Ist sonst nicht des Kaisers Reich!“  
Auf des Händlers rasch' Befehlen  
Trat ein härt'ger Knecht heran  
Wild, als könnt' er auch das Stehlen,  
Doch ein schlanker, strammer Mann.

Nur durch wenig leichtes Rosen  
Bändigt er das wilde Roß,  
Sitzt schnell auf, wie hingegossen,  
Fliegt dahin, wie ein Geschloß,  
Nährt sich plötzlich dann den Frauen,  
Zieht die Braut mit Macht an sich,  
Flieht durch's Thor, daß lähmend Grauen  
Jedermann im Hof beschlich. —



Daß sie nicht zu sehr erschrecke,  
Wirft er auch den Bart von sich!  
Jetzt erst drückt der schlaue Recke  
Seine Ida mimiglich.

Aber auf der Flucht zu Thale  
Wirft sich ihm ein Hindernis  
In den Weg mit einemmale —  
Und der Tod ist ihm gewiß.

Dem es streckt ein Haufen Reiter  
Seine Lanzen drohend vor:  
Hier kann er unmöglich weiter,  
Wie verrammelt ist das Thor! —  
Rasch besinnt sich der Bedrohte,  
Wendet sich dem Felsen zu:  
So kann er im raschen Lode  
Finden seine ew'ge Ruh'.

Droben hinter finstern Mauern  
Grinst der lange Martertod;  
Hier — wenngleich durch Todeschauern, —  
Winkt der Freiheit Morgenrot!  
Und er drückt in die Weichen  
Seinem Gaul die Sporen ein!  
Kann er nicht das Land erreichen,  
Stirbt er mit ihr im Verein.

Und es hat ein Gott Erbarmen  
Schützt sie vor der Klippen Wut  
Reißt sie aus der Fluten Armen  
Nimmt sie huldvoll in die Hut.  
Auch die Grafen atmen wieder,  
Als das Paar gerettet war;  
Lauter Jubel schallt hernieder:  
Alle sind des Grolles bar.

Solcher Mut und solche Liebe  
Trotzten selbst dem Feinde ab  
Achtung und noch höh're Triebe,  
Darum Wolf den Auftrag gab:  
„Auf!“ ruft er, „bringst uns're Kasse,  
Schnell mir in den Hof herein:  
Ich will auf dem Wunnenschlosse  
Auch mit bei der Hochzeit sein!“

## Der Klingel.

So oft ich immer an einem heißen Sommertage den schattenreichen Weg aufsuchte von dem Badhause bis zu der freundlich daliegenden Sägmühle des Herrn Kast, die stets so schmuck und blank dreinschaut, wie ein frisches Schwarzwaldmädchen in seinem Sonntagsstaate, betrachtete ich mit Vergnügen die so romantisch gelegene Klingelkapelle. Am Fuße des Berges, am Waldesfaum, umgeben auf der einen Seite von hohen Eichen und Tannen, die ihren Giebel weit überragen, und auf der andern von dem lieblichen Wiesenthälchen, das ein kleines Bächlein stets in frischem Grün erhält, bietet die Kapelle einen Anblick, der uns unwillkürlich hinzieht auf die Ruhebank vor derselben. Oft bin ich an ihr vorbei auf dem schönen Waldwege zum Schlosse hinaufgewandelt, oft hat mein Auge sich ergötzt an dem schönen Baue und an dem lieblichen Landschaftsbilde, welches von da aus gesehen das Dörfchen Scheuern darbietet mit den rechts liegenden Lautenfelsen und dem unmittelbar dahinter sich erhebenden Fichtenbuckel, dessen Spitze jetzt der herrlichen Rundsicht wegen mit einem schönen Pavillon gekrönt ist. Wie die alte Kapelle ausgesehen hat, erinnere ich mich nicht mehr klar, denn als im Jahre 1853 die neue eingeweiht wurde, ging ich noch in die Schule. Damals hörte ich die Sage vom Klingel erzählen; ich will sie wieder erzählen, so gut ich sie eben noch im Gedächtnis habe.

In uralter Zeit, als das Christentum nur spärlich erst in unserer Heimat verbreitet war, als noch dunkelbemooste Nieseneichen all die Hügel ringsum be-

deckten, als noch keine Flöße die Murg hinabtrieben und noch keine Sägmühlen schnurrten und sich das wilde Wasser der Murg dienstbar machten, da hatte eine heidnische Wahrsagerin an der Stelle, wo jetzt die Klingelkapelle steht, unter dem weitgeschattigen Dache einer mächtigen Eiche ihre Wohnung aufgeschlagen. Weithin genoß sie bei dem Volke Verehrung und ihr Ansehen war so groß, daß nichts von Wichtigkeit unternommen wurde ohne ihren Rat. Als aber das Christentum sich siegreich mehr und mehr ausbreitete, da mußte auch diese heidnische Priesterin weichen und sich weiter in das Gebirge zurückziehen. An dem Plage aber unter der Eiche baute sich ein Einsiedler eine Klausel und errichtete daneben ein Kreuz, bei welchem er seine tägliche Andacht verrichtete. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich im Thal und die Leute kamen oft zu ihm, um sich an seinen Lehren zu erbauen. Einmal in tiefer Nacht erwachte er und hörte vor seiner Hütte eine wehlagende Stimme, erschrocken erhob er sich sofort von seinem Laublager, zündete die Kienfackel an und eilte hinaus. Der Klausner, der einen Verirrten oder Verunglückten zu finden hoffte, erblickte unter einem Baume ganz nahe ein junges, schönes Weib, in einem so dünnen, so fein gewobenem Gewande, daß es ganz durchsichtig war. Lange, dunkle Locken fielen über einen blendend weißen runden Nacken und Busen bis auf die Hüften und ihr liebliches Gesicht schaute freundlich den Einsiedler an. In der Hand trug sie einen langen Stab, in den allerlei Zeichen und Züge eingeschnitten waren. „Die Nacht ist kalt und rauh“, sagte die Frau zu dem Einsiedler, „gewähre mir ein Obdach in deiner Hütte!“ Gerne gewährte ihr das der Klausner und hieß sie folgen. Als sie aber zu dem Kreuze neben dem Eingange kamen,



weigerte sie sich einzutreten, wenn er nicht das hölzerne Kreuz entferne. Ueber dieses Verlangen erschrak der fromme Mann und blickte das fremde, schöne Weib an. Und noch schöner, noch wunderbarer erschien ihm das Weib, und sein Herz erfüllte eine nie zuvor empfundene Glut und schon drohte die Begierde Siegerin zu werden in dem Kampfe, der in seinem Innern entstanden war, schon wollte er das Verlangen des Weibes erfüllen, da betete er leise ein inniges Gebet um Rettung aus der Versuchung. Und horch! Ein Glöcklein erklang mit hellem Silberton aus der Eiche und sofort verschwand das verführerische Bild. Noch lange tönte das Glöcklein und nach eifrigem Suchen entdeckte es endlich der erstaunte Klausner an einem Zweig hinter seiner Hütte, es bewegte sich immer noch von selbst. Ehe noch der Tag anbrach, fing er an, Gott preisend ob solchem Wunder, eine Kapelle von Nesten und Rinden darüber zu bauen. Da sich aber das Silberglöcklein nicht mehr von selbst bewegte, läutete es der fromme Mann noch oft und die Schaar andächtiger Pilger dahin wuchs, und bald stand an der Stelle der Holzkapelle eine von Stein. Im Laufe der Jahrhunderte aber geriet das Kapellchen in Verfall und die Geschichte in Vergessenheit; auch, das Glöcklein war aus der Kapelle verschwunden, nur die Eiche stand immer noch. Da vermehrte sich am Fuße des Berges das Gewürm und das Ungeziefer, und bald war der Platz verrufen und die Leute mieden den Weg, der darunter in das Thal hinauf führt. Besonders war es ein großer Drache, der die ganze Landschaft beschwerte. Da ließ ein Graf von Oberstein das zerfallene Kirchlein wieder herrichten und alsbald verschwanden die Schlangen und das andere giftige Gewürm. Die Bürger von Gernsbach, ja das ganze Thal hatte mitgeholfen zur

Wiederherstellung der Kapelle, in welcher fortan der Kapellan vom Schlosse den Gottesdienst versehen mußte, und wohin nun die Grafen mit ihren Frauen und Kindern allsonntäglich gewandelt kamen. Die Kapelle hieß auch zu unserer Frau zur Eiche, weil in den alten Eichbaum das Bildnis Mariens eingeschnitten war. Als Graf Bernhard auf dem Schlosse lebte, da wohnte in der Klausie neben der Kapelle eine alte fromme Frau, welche die Thüre öffnen und schließen, und das ewige Licht besorgen mußte. Einst um Mitternacht, die Frau schlief schon längst, klopfte es an ihre Thüre. Sie stand auf und fragte durch das Fenster, wer da sei. Da erblickte sie einen alten Mann in weißer Ordens-tracht mit langem, weißen Barte, der ihm bis auf den Gürtel herabreichte; hinter demselben aber standen noch acht bis zehn Klosterfrauen in schwarzen Kleidern und jede trug ein brennendes Licht in der Hand. Der alte Mann bat die Klausnerin, ihnen doch die Kapelle zu öffnen, sie wollten sie gerne dafür belohnen. Diese zog sich eiligst an und ging nicht ganz ohne Furcht hinab, um die Thüre aufzuschließen. Der Alte in dem langen weißen Rocke ging voraus in die Kapelle und in tiefem Schweigen folgten ihm die Klosterfrauen paarweise; dann fing er an aus einem Buche, das er unter dem Arme getragen hatte, vorzubeten und die schwarzen Weiblein legten sich kreuzweise auf den Boden. Mit Staunen hatte die Klausnerin diesem Thun zugesehen, begierig, was noch daraus werden würde. Nach einer Stunde ungefähr schloß der Ordensmann sein Buch und es erhoben sich die Klosterfrauen und verließen wieder schweigend die Kirche in derselben Ordnung, wie sie eingetreten waren. Vor der Thüre drehte sich der Alte um und schenkte der Frau für ihre Mühe einen Gold-



gulden, indem er sie ermahnte: „Liebe Frau, laßt Euch diesen Gulden lieb sein und bewahrt ihn wohl, denn Ihr werdet ihn ganz notwendig brauchen.“ Die Frau blieb noch eine Weile stehen und bemerkte, wie der Zug sich den Fahrweg (Karreweg) hinauf zum Schlosse bewegte; die Worte aber, die der Alte zu ihr gesprochen hatte, prägte sie sich wohl ein und verwahrte den Goldgulden gut. In demselben Jahre aber entstand im Murgthal eine solche Teuerung, daß die armen Leute großen Mangel und Hunger leiden mußten. Auch die alte Frau in der Klausen hatte bereits all ihre Habe für Brot ausgegeben, sie besaß nichts mehr als den alten Gulden und trug zuletzt auch diesen nach Gernsbach auf den Markt um sich Lebensmittel dafür zu kaufen. Als sie ihn aber beim Bäcker wollte wechseln lassen, erkannte der weder Gepräge noch Wert, so alt war das Goldstück. Bald gelangte das Gerücht davon auch an den Vogt und den Rat der Stadt, und weil man glaubte, die Frau müsse einen Schatz gefunden haben, da man sich sonst nicht erklären konnte, wie die arme Frau zu einem solchen Geldstück gekommen sei, so ließ sie der Rat vor sich kommen und drang ernstlich in sie, die Wahrheit zu gestehen. Die Frau erzählte nun der Wahrheit gemäß die ganze Erscheinung und der Rat gebot ihr bei schwerer Strafe, sobald die Gesellschaft wiederkehren sollte, es nicht zu unterlassen, sofort einem oder dem anderen Stadtrate in der Vorstadt davon Anzeige zu machen. Die Frau versprach es und wurde sodann entlassen. Das war geschehen im Jahre 1517. Allein der Alte und seine Gesellschaft erschien nicht mehr; die Frau starb und eine andere folgte ihr in ihrer Behausung nach, der aber, weil die Sache unterdessen etwas in Vergessenheit geraten war,

der Stadtrat nicht mehr auftrug, sofort Anzeige zu erstatten. Da, 25 Jahre später, als eben wieder ein großer Türkenzug unternommen wurde und Graf Wilhelm von Eberstein, derselbe, dessen Grabmal in der untern Stadtkirche links vom Altar steht, als schwäbischer Kreisoberster fern in Ungarn weilte, da klopfte es wiederum um Mitternacht an die Thüre der Klausen und der alte Mann im langen Barte stand mit seinem Gefolge vor der Thüre und verlangte Einlaß in die Kirche. Das Gefolge bestand aber dieses Mal nicht aus acht Klosterfrauen, sondern aus drei Männern und drei Frauen, mit weltlicher Kleidung, die paarweise gingen, und hinten drein kamen zwei Spielleute. Der Alte ging wieder voraus, las aus seinem Buche, legte dann die Hände der drei Paare ineinander, als ob es Hochzeitleute wären, und betete dazu in einer Sprache, welche die Klausnerin nicht verstand. Sodann verließen Alle wieder die Kirche. Die Spielleute aber waren außen geblieben und fingen, als der Zug aus der Kirche kam, an zu blasen. Der Alte setzte sich auf einen Klotz vor der Kirche und die drei Paare fingen an zu tanzen, während die Klingelfrau zuschaute. Das währte eine gute Weile, ohne daß Jemand ein Wort sprach. Nachdem der Tanz zu Ende war, ging die Gesellschaft in früherer Ordnung wieder den Weg hinauf, als ob sie auf das Schloß wollten, die Klausnerin erhielt aber dieses Mal keinen Lohn wie früher. Einige Zeit nachher kehrte Graf Wilhelm aus Ungarn zurück, und als er von der neuen Erscheinung hörte, befahl er der Klingelfrau, wenn der Alte wiederkomme, es ihm sogleich zu melden. Da erschien am Tage darauf um die Mittagszeit der Ordensmann wieder bei der Frau und sagte, sie habe ihm und seiner Gesellschaft großen Schaden



zugefügt durch ihre Anzeige, und verschwand darauf in den Berg. Seitdem hat Niemand mehr etwas von diesen Leuten gesehen und gehört.

Wieder vergingen mehrere Jahrhunderte, da war auch diese Kapelle dem Einfallen nahe und von der ehemals riesigen Eiche war nichts mehr zu sehen als ein morscher Strunk. Da hat nun Großherzog Leopold die von seinem Ahnherrn gebaute Kapelle abermals hergestellt, herrlicher als sie jemals war, und von neuem kann der Bau Jahrhunderten tragen. Auf dem alten Eichstrunk aber, von dem einst das Glöcklein erklang, steht der Altar, und jeden Sonn- und Feiertag im Sommer knien vor demselben Andächtige, um Gott anzubeten.

Ueber das Häuschen und Gärtchen, das ehemals bei der Klingelkapelle stand, enthält die Stadtrechnung vom Jahre 1629 folgende Notiz: „Georg Fuchs besitzt das häuslin und gärtlin im Klingel, welcher jetzt eine Zeit lang keinen zins geben, weil er mit verschickung der frohazettel bemüht ist.“ Im Jahre 1660 lesen wir ebenfalls in einer Stadtrechnung: „Das häuslin beim Klingel ist durch die soldaten verderbt und eingefallen.“

## Der Wachtelbrunnen.

Jetzt führt ein breiter schöner Fahrweg mit ganz allmählicher Steigung auf das Schloß; früher mußte man bei der Klingelkapelle vorbei auf jenem holperigen steinigem Wege fahren, auf den man jetzt von der neuen Straße hinabschaut und sich wundert, daß man sich so viele Jahrhunderte damit begnügen konnte. Allein unsere Vorfahren zeigten sich eben nicht gerade überall geschickt im Anlegen von Wegen und unserer Straßenbauinspektion wird noch lange Jahre die Arbeit nicht ausgehen, bis sie alle die alten Mängel und Uebelstände beseitigt haben wird. Manchen schönen Punkt, manches herrliche Plätzchen aber haben sie entdeckt und benützt und Weg und Stieg dazu gebaut. Eine kleine Strecke unterhalb dem Schlosse, durch die Einfassung der neuen Straße dem Auge etwas entzogen, liegt der Wachtelbrunnen. Vom Schlosse sowohl, wie von der letzten Biegung der Straße aus führt ein Fußweg hinab zu der Stelle, wo ehemals die schön gefasste Quelle sprudelte und wo, wie der alte Chronist meldet, „die Herrschaft bei tags viel Kurzweil hatte und sommers Manichmal zu abendt alda pflögte zu esen.“ Bei der Menge von neuen Spazierwegen, die zum Schlosse hinaufführen, hat man den Wachtelbrunnen etwas vergessen.

Diesen Brunnen hat die Sage sich auch als Schauplatz erwähnt und Großmütterchen mußte mir Manches darüber zu erzählen. Ein Gespenst hält sich dort auf seit vielen Jahren und hat schon viele Leute geplagt. So hat es einstens den Grafen Wilhelm von Eberstein, als er in der Morgendämmerung vorbei ritt, samt seinem Pferde mehrere Klaster tief über den Abhang



Hnabgeworfen, daß man hätte glauben sollen, es sei unmöglich da noch mit dem Leben davon zu kommen, und doch hat sich weder Reiter noch Roß durch diesen gräulichen Fall beschädigt. Ein Edelknecht, Adam von Rosenstein, soll vor langen Jahren oberhalb dem Wachtelbrunnen einen Schatz, den er seinem Herrn entwendet hatte, vergraben und dazu ein Tannenbäumchen gesetzt haben. Fast alle Nacht sah man ihn bis an sein Lebensende zum Brunnen wandeln; oft trank er auch am Tage daraus, um sich stets zu überzeugen, daß das Geld wohlverborgen ruhe. Da er eines plötzlichen Todes starb, konnte er sein Geheimnis Niemanden mehr mitteilen und es mußte darum nach seinem Tode sein Geist dort umgehen. Manche hatten es schon versucht den Schatz zu heben, waren aber immer wieder durch das Gespenst und andere schreckliche Erscheinungen vertrieben worden. Im Jahre 1562 ist der Schatz doch gehoben worden, aber Niemand wußte von wem und wie. Man fand eines Morgens oberhalb dem Brunnen das frisch gegrabene Loch und konnte ganz deutlich noch die Stelle erkennen, wo die Geldkiste mußte gestanden sein.

Eine andere merkwürdige Geschichte trug sich am Wachtelbrunnen im Jahre 1518 zu. Es herrschte in diesem Jahre in den meisten deutschen Ländern eine ansteckende Seuche und viele Tausende starben rasch dahin. Damals lebte auf dem Schlosse der hiedere Graf Bernhard mit seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Sonnenberg. Diese hatten einen Koch namens Marcell, einen nüchternen Mann, was man gerade nicht von allen Köchen sagen kann, denn die starke Hitze des Herdes macht gar viel Durst. Von dem großen Sterben wußte man damals noch nichts in Gernsbach, denn das Murgthal hat sich schon damals,

wie jetzt einer sehr gesunden Luft erfreut. Eines Nachts konnte der Koch nicht schlafen; er hatte sich schon längere Zeit, von einem unerklärlichen Gefühle beengt, auf seinem Lager hin und her gewälzt und war endlich aufgestanden, um das Fenster zu öffnen. Der Mond schien hell und klar durch die Wipfel der hohen Tannenbäume und kein Windchen bewegte den Wald. Das Zimmer des Koches befand sich gegen Gernsbach zu, und als er einmal nach der Stadt schaute, da erblickte er beim Wachtelbrunnen gar sonderbare Gestalten. Viele Personen, Männer und Frauen, in langen weißen Gewändern, tanzten um den Brunnen einen Reih, indem sie einander an der Hand hielten. Nachdem so der Tanz um den Brunnen eine Zeit lang gewährt hatte, bewegte sich die ganze Gesellschaft immerfort tanzend den Weg hinauf dem Schlosse zu. Welches Staunen und welcher Schrecken befiel aber den Koch, als er in der Gesellschaft bald den, bald jenen aus der Stadt erkannte, mit dem er am Tage erst noch gesprochen hatte, und zuletzt auf einmal sich selbst unter den Tanzenden erblickte, wie er liebte und lebte. Zitternd an allen Gliedern konnte er doch das Fenster nicht verlassen und sah wie der gespenstige Zug sich wieder den Berg hinab dem Viehhofe zu bewegte und plötzlich verschwand, so daß er nicht wahrnehmen konnte, wo er hingekommen sei. Am andern Tage erzählte er die Erscheinung seinem Herrn und anderen Personen; allein Niemand wußte sie zu deuten. Es dauerte jedoch nur noch wenige Wochen, so drang die Seuche auch in das Thal und alle jene Leute, welche der Koch bei diesem gespenstigem Tanze gesehen hatte, und er selbst starben noch in demselben Jahre.



## Die Zwerge im Gernsberg.

„Es ist halt doch auf Gottes weiter Welt unser Gernsbach da ein schöner Punkt!“ rief Großmutter aus, als wir eben zurückkamen von einem Spaziergang, auf den sie sich schon lange gefreut hatte, und sie hatte wahrlich Recht. Wir waren nämlich die Badener Straße hinaus über die Plantage durch den Wald gegangen; auf dem Ruhebänkchen am Gernsberg, das einige Schritte unterhalb dem Wege an einem gar traulichen Plätzchen angebracht ist, saßen wir längere Zeit und ruhten aus, denn, wie Großmütterchen sagte, die Füße wollten gar nicht mehr recht mitthun. Da überschauten wir das Thal und ergözten uns daran, aus der Ferne dem bewegten Leben auf der Brücke, der Hauptlebensader von Gernsbach, zuzuschauen. Die Luft ist da so ruhig, kein Windchen regt sich und die schön gewachsenen Tannen, die uns hier von allen Seiten umgeben, ohne die Aussicht zu hemmen, hauchen ihre gesunden Düste aus. Von da waren wir weiter nach dem Kumpelstein gewandert, und da eben die Sonne im Begriffe war, sich für diesen Tag von unserem Thale zu verabschieden und ihre Strahlen die Höhen ringsum vergoldeten, war der Anblick zu schön, als daß wir nicht auch in dem Pavillon uns einige Zeit verweilt hätten.

„Ja, wo gab es früher diese bequemen Spazierwege, wo dächte man daran, an solchen schönen Plätzen Bänke und Hüttchen zu bauen? Die Fremden mußten erst kommen und mußten uns sagen, wie schön es zu Gernsbach ist. Jetzt haben wir ein Badhaus und jedes Jahr kommen viele hundert Fremde den Sommer über zu uns

und noch viel mehr würden kommen, wenn sie Gernsbach kennen würden. Jetzt haben wir Gasthöfe, so schön wie in den großen Städten, und prächtige Landhäuser entstehen auf allen Seiten. Der Platz vor dem Schlosse wird von früh bis spät nicht leer von Droschken und in der engen Schloßstraße hört das Chaisengerassel den ganzen Tag nicht auf.“ So fuhr Großmutter fort, nachdem sie ihren Ruhestuhl eingenommen hatte. Ich merkte, daß sie heute wieder zum Erzählen aufgelegt war und setzte mich auf den Schemel daneben. Sie erriet leicht, was das bedeutete, und ließ mich nicht lange warten.

„In dem Thale, durch welches wir heute gewandert sind, und in dem Ferge, da wohnte das Volk der Bergmännchen und der Zwerge. In früheren Zeiten, ehe die Menschen so geistreich waren, wie heute, sind sie oft in die Stadt herabgekommen, und ich habe in meiner Jugend manches von ihnen erzählen hören. Einstmals in der Nacht klopfte es am Stadthor. Gernsbach war nämlich damals noch ringsum mit einer Mauer umgeben und davor lag ein tiefer Graben; du kannst die Spuren davon auf allen Seiten noch sehen. Der Thorwächter leuchtete mit der Laterne hinab, unten aber stand ein unbekannter Mann, der eilends um eine Hebamme bat. Man rief die Hebamme, eine gute, alte Frau, und ließ sie vor das Thor zu dem Unbekannten. Der aber führte sie fast zwei Stunden, wie die Frau meinte, im Finstern umher, bis sie durchaus nicht wußte, wo sie sich befand. Auf einmal standen sie vor einem offenen Felsen, der in den Berg hineinführte. Der Unbekannte ging voran und die Hebamme folgte; sie kamen in einen großen Saal, der von vielen, vielen Lichtern erleuchtet wurde und viele kleine Zwerge liefen



geschäftig darin hin und her. Der Unbekannte wies die Frau in ein Nebenzimmer, wo eine Wöchnerin lag, die der Hebamme bedurfte. Als die alte Frau ihre Arbeit verrichtet hatte und wieder gehen wollte, gab ihr der Führer einen rheinischen Pfennig. Das schien der Hebamme denn doch für den weiten Weg und ihre Arbeit zu wenig und sie sagte darum: „Mein gewöhnlicher Lohn ist sonst drei Batzen, ich bin eine arme Frau, der Ihr wohl geben dürftet, was sie verdient hat.“ „Frau, laßt Euch genügen an dem Pfennig,“ erwiderte der Fremde, „so lange Ihr den Pfennig wahr, wird Euch das Geld nie ausgehen; Ihr werdet stets einen zweiten Pfennig im Geldbeutel finden, so oft Ihr auch hineingelangt.“ Die Frau beruhigte sich damit und wurde ebenso, wie sie kam, wieder aus dem Berg bis vor das Stadthor geleitet. Und in der That, diese Hebamme hatte ihr Leben lang Geld genug und Niemand wußte, wo sie es her hatte. Was aber aus diesem wunderbaren Pfennig geworden ist, habe ich nie erfahren. Auf dem Rathause, wo viele alte Papiere liegen, da haben sie ihn nicht; es wäre aber gut, sie hätten dort einen solchen Pfennig und ich würde es ihnen gerne gönnen, denn unsere neuen Pfennige haben eher die entgegengesetzte Wirkung, der eine vertreibt den andern.“

## Die Rose von Eberstein.

Oft habe ich als Knabe gefragt, warum denn die Grafen von Eberstein eine Rose in ihrem Wappen geführt haben; allein darüber habe ich nichts glaubhaftes erzählen hören.

Später, als ich zu Jahren kam, da habe ich in einem gar alten Buche die Antwort auf jene Frage gefunden. Obgleich ich aber die Erzählung in einem Buche las, so wird sie darum nicht mehr Wahrheit in sich haben, als die Geschichten, welche mir Großmütterchen erzählte, und es schadet ihr darum auch nichts, wenn ich sie diesen zugelelle. Die alten Grafen von Eberstein sind ja gestorben und werden uns deshalb keinen Ehrenfränkungsprozeß mehr anhängen, wenn wir die Geschichte von der Entstehung ihres Wappens für eine Sage halten.

Das Geschlecht der Grafen von Eberstein stammte aus Sachsen und gehörte zu den zwölf Familien, welche vor Karl dem Großen in der Regierung dieses Landes abwechselten. Wann aber, oder aus welchem Grunde ein Angehöriger dieses Geschlechts sich in der Nähe von Baden niederließ und eine Burg baute, darüber gibt auch die alte Chronik keinen Aufschluß. Zur Zeit Otto I. wohnten auf dem Schlosse Alt-Eberstein drei Brüder, die bei dem Kaiser fälschlich angezeigt worden waren, als hätten sie im Kriege mit Frankreich seinen Feinden geholfen. Als der Kaiser nun einst gerade Straßburg belagerte, zog er den Rhein herab, um das Schloß Eberstein zu stürmen und sich so an den Grafen zu rächen. Das Schloß war aber sehr fest und wohlgebaut, wovon sich heute noch Jedermann überzeugen



kann, der die kurze durchaus nicht anstrengende und höchlichst lohnende Tour über Selbach nach Schloß Alt-Eberstein nicht scheut. Die Fernsicht vom Schlosse in das Rheinthal ist prachtvoll und nimmt man zur Abwechslung den Rückweg über Rothenfels, so wird der prachtvolle Weg durch den Wald allein uns schon entschädigen für alle Mühe. Die Grafen aber waren gewarnt worden und hatten mit Eile ihre Kriegersleute zusammen gerufen und das Schloß wohl verproviantirt. Vergeblich herannte der Kaiser das Schloß; seine Stürme wurden mit großem Verluste abgewehrt und er mochte bald erkennen, daß die Eroberung des Schlosses nicht gar so leicht sei. Er ließ darum eine gute Anzahl Krieger zu Fuß und zu Pferd zurück, damit sie die Burg wohl einschließen und verhindern sollten, daß Lebensmittel dahin gebracht würden. Die Belagerung währte schon dritthalb Jahre, während welcher Zeit der Kaiser selbst dann und wann vor das Schloß gekommen war, und immer noch wollten sich die Grafen nicht auf Gnade und Ungnade ergeben. Da beschloß der Kaiser auf den Rat eines alten Kriegers List zu gebrauchen. Er ließ zu Speier ein großes Turnier veranstalten, lud Herren und Fürsten ein und verkündete für Jedermann freies, sicheres Geleite für den Hin- und Rückweg. Da es bekannt war, wie sehr die Grafen die Kampfspiele liebten, so war voranzusehen, daß sie zu Speier nicht fehlen würden; während aber so die Grafen vom Schlosse abwesend waren, sollte ihre Burg in der Nacht gestürmt werden. Der Tag des Festes erschien und zahlreich war die Menge der Gäste. Durch ihre reiche Rüstung und ihre kräftige, hohe Gestalt, rügten die drei Ebersteiner vor allen hervor und zeichneten sich auch in den Kampfspielen rühmlichst aus.

Den ersten Festtag schloß am Abende ein großer Tanz, bei welchem der Kaiser selbst erschien. Um die drei Brüder vollends sicher zu machen, erhielt der jüngste von ihnen die Ehre des Vortanzes mit einer hohen Jungfrau. Das ritterliche Wesen des Grafen Otto fesselte aber bald deren Herz und sie konnte sich nicht enthalten, ihm unvermerkt während dem Tanze zuzuflüstern: „Herr Graf, nehmt Euch wohl in Acht, heute Nacht soll Euer Schloßlein gestürmt werden!“ Graf Otto ließ sich nichts anmerken, blieb fröhlich und munter wie vorher und sprach überall laut davon, wie er und seine Brüder sich morgen am Tanzenstechen beteiligen wollten. Als er sich aber einen Augenblick unbeobachtet sah, setzte er schnell seine Brüder von dem Anschläge in Kenntnis. Kaum aber hatten sie den Saal verlassen, so eilten sie in ihre Herberge, sattelten ihre Pferde und verließen in aller Stille die Stadt. Nachdem sie den Rhein hinter sich hatten, ließen sie ihre Pferde ausgreifen auf Tod und Leben und kamen in der Nacht noch auf ihrem Schlosse an. Sie waren noch nicht lange zu Speier hinaus geritten, so erhielt der Kaiser schon die Nachricht von ihrer Entweichung; er brach eilends mit seinem Kriegsvolke auf, um den Grafen zuvorzukommen und gelangte gegen Morgen vor Eberstein an. Darauf ließ er mit aller Macht stürmen, allein umsonst; die Grafen hatten schon längst Alles in Bereitschaft gesetzt, um den Sturm abzuschlagen. Erstaunt über diesen kräftigen Widerstand hob der Kaiser die Belagerung auf, und als es sich bald hernach herausstellte, daß es nicht wahr war, daß die Ebersteiner des Kaisers Feinden geholfen hatten, so erfolgte ohne Schwierigkeit die Ausöhnung. Ja, den Jüngsten der Brüder zog Otto an seinen Hof und gewann ihn ob seiner



Klugheit und Gewandtheit so lieb, daß er ihm seine Tochter Kunigunde, die andere Erzähler auch Hedwig nennen, zum Weibe gab.

Als der Kaiser nach einiger Zeit eine gar schwierige Verhandlung mit dem Papste hatte, wußte er keinen tauglicheren und keinen zuverlässigeren Mann, dem er das Geschäft auftragen konnte, als eben seinen Schwiegersohn. Die kaiserliche Botschaft kam in der Fastenzeit am Sonntag Lätare in Rom an, als der Papst gerade bei einer Prozession eine köstliche Rose in der Hand trug. Die Blätter wurden gebildet durch fünf Rubinen, in der Mitte aber befand sich ein kostbarer blauer Saphir. Otto von Eberstein entledigte sich so geschickt seines Auftrages, daß der Papst ihm zum Zeichen seiner besonderen Zufriedenheit die Rose schenkte.

Diese Rose brachte Otto von Eberstein dem Kaiser, der sich damals gerade zu Braunschweig aufhielt. Und um auch seinerseits ihn zu belohnen, sprach der Kaiser: „Wohlan, diese Rose, dieses Kleinod, soll hinfür Dein und Deiner Nachkommen Wappen sein!“ So kam es also, daß von nun an Otto und seine Nachkommen in Schwaben eine Rose in ihrem Wappen führten, während die in Sachsen zurückgebliebenen Ebersteiner ihr altes Wappen, den Eber, behielten. Später aber haben unsere Grafen von Eberstein auch wieder den Eber in ihr Wappen zu der Rose aufgenommen und als das Geschlecht ausstarb, ging mit der Grafschaft auch das Wappen über an die Markgrafen von Baden.

## Der Kugelberg und der Judenberg.

Wer unser schönes Thal im vollen Glanze seiner Pracht will kennen lernen, der komme im schönen Monat Mai, der komme in der Jahreszeit, welche die Edda so poetisch die „Wonne der Vögel“ nennt, der komme, wenn Berg und Thal ihr Prachtgewand angezogen haben, wenn an den Halden licht die Birke und dunkel die Eiche grünt, wenn von des Winters Schnee frisch genährt alle Quellen und Bächlein springen, wenn die mit Obstbäumen dicht besetzten Wiesen und Felder prangen in der Blüten Duft gleich den schönsten Blumengärten, wenn aus den Hecken blickt schalkhaft die reiche Schlehenblüte und im Moose versteckt würzige Kräuter aus ihren Glocken und Kelchen unsichtbaren Weihrauch entsenden, wenn aus Busch und Wald die hellen Vogelstimmen das Wiedererwachen der Natur feiern, und allerwärts unsere alte Erdenmutter, wie am ersten Tage der Schöpfung, mit Blumenaugen zum Himmel blickt. Wem ein Auge beschieden ist, das all' dies Sprossen und Treiben der von den Banden des Winters befreiten Natur, das geheimnisvolle Wirken der frisch erwachten Eastbrunnen der Wurzeln in den Gräsern unten und in den Zweigen oben sieht, wem ein Ohr verliehen, welches den Ruf des Rufes wie den Gesang der Nachtigall ergötzt, wer ein Herz hat, welches diese Freuden der Natur mitempfindet, der komme in unser Thal, der suche die Wege und Pfade, die ihn über die Wiesen und Fluren und an den Hügeln hinführen, die ihm, im hohen Walde versteckt, stille, lauschige Plätze zeigen, wo nur das Nahen oder Fliehen des scheuen Reh's die



Stille unterbricht. An einem schönen Morgen oder Nachmittage mache er einen Spaziergang auf den Kugelberg, und oben angekommen schaue er zurück auf das Thälchen, das sich gegen Loffenau hinaufzieht, wende sich dann rechts und blicke die Murg hinauf und hinab, und geradeaus dem Merkur zu; wessen Herz sich nicht erfreut bei solchem Anblick, dem ist das Gefühl für Naturschönheit erloschen, und sein Herz ist um eine Gottesgabe ärmer.

Was man aber vom Kugelberge erzählt, gehört weniger der Sage an, als vielmehr der Geschichte. Denn, daß hier oben einst mehrere Höfe standen, kann man aus den alten Papieren, die auf dem Rathause liegen, erfahren, und schon öfter sind die Leute beim Pflügen auf altes Gemäuer gestoßen. Die Leute, die da oben wohnten, gehörten zwar noch in die Gemeinde Gernsbach, aber sie hatten doch manche besondere Rechte. Der dreißigjährige Krieg aber, der so viel Unheil über unser liebes Vaterland brachte, der manchen blühenden Ort so verwüstete und verheerte, daß man heute nicht einmal mehr die Stelle weiß, wo er gestanden ist, hat auch diese Höfe von dem Boden weggefegt. Die Bewohner, welche dem Schwerte der wilden, rohen Soldaten entkommen sind, wanderten aus, theils nach Hörden, theils nach Loffenau, und die Familie der Streb in beiden Orten stammt von diesen Höfen auf dem Kugelberg. Unkraut und Hecken wucherten bald an der Stelle der niedergebrannten Häuser und Scheunen und die Felder blieben öde liegen. Als der westphälische Friede wieder ruhige Tage brachte, wurden wohl die Felder wieder angepflanzt, aber die in Schutt und Trümmer liegenden Behausungen erbaute Niemand mehr, und bald verwischte der Pflug und die Haue die Stelle, wo sie standen.

Diesem Hügel benachbart und nur durch ein kleines Wiesenthal getrennt, liegt am Eingange des Dorfes Hörden der Judenbergr. Auch von seinem Rücken hat man die gleiche Rundstcht in das Murgthal, wie vom Kugelberg. Er läuft aus in einen kahlen, abgerundeten Felsen; zu beiden Seiten deckt ihn dünner Boden und die fleißige Hand der Einwohner, die keinen Platz ungenützt läßt, müht sich, ihm kärglichen Lohn für ihre Arbeit abzurufen. Auf diesem Hügel soll einst ein Kirchlein gestanden sein, das aber vor vielen Jahren versunken ist. Wenn einst ein Hahn an der richtigen Stelle scharrt, wird er die Spitze des Kirchturmes an das Licht bringen und man wird dann die Schätze, welche mit dem Kirchlein versunken sind, heben können. Am Fuße dieses Hügels haben sich die ersten Juden im Thale angesiedelt und daher hat der Berg seinen Namen.

Eine andere Sage hat im Dorfe ihren Schauplatz. Unten am Ende des Ortes steht die Hafelbach-Sägmühle. Hier muß der feurige Barthel umgehen zur Strafe für sein Verbrechen; er war bei Lebzeiten Säger auf dieser Mühle und hat einst einen Metzger, welcher mit gefüllter Geldtase vom Mastatter Viehmarke heimkehrte, erschlagen und beraubt. Oft schon haben die Leute in der Nacht geglaubt, die Sägmühle brenne, so sehr leuchtete sie im Feuerglänze, und wenn sie dann erschrocken hinzueilten, war alles still und finster. Vor zwei Jahren etwa ist diese Mühle aber richtig abgebrannt und steht heute eine neue da, in die wohl auch ein Barthel geht, wenn er Most geholt hat.

## Der Hilpert.

Eine herrliche Perle des Murgthales ist auch der Amalienberg bei Gaggenau. Ob man das Thal herab oder heraufkommt, von weitem winkt uns schon die schöne Villa auf der terrassenförmigen Höhe. Unten am Fuß brechen sich an den steilen Granitfelsen die schäumenden Gewässer der Murg, oben dehnen sich geschmackvolle Anlagen aus, wo vor 100 Jahren nur öde Felsbrocken dem Auge sich boten und nur Dornesträucher ihr kümmerliches Dasein fristeten. Wie lohnend, wie reizend ist der Spaziergang von Gernsbach über den sogenannten Lieblingsfelsen und den Amalienberg nach Gaggenau, und auf der bequemen Landstraße in der Abendfrische zurück! Da man zu dieser ganzen Rundreise nicht mehr als ein und eine halbe Stunde braucht, so geht man erst am Nachmittage von zu Hause weg und findet dann noch genug Zeit, um in Gaggenau oder Ottenau einmal einzufehren.

Unten am Felsen des Amalienberges ist eine Höhle, Hilpertslöcher geheißen. Diese Höhle ging vor vielen, vielen Jahren den ganzen Berg hindurch bis hinüber nach Baden unter die Spitalkirche. Einstmals verlor in Baden ein Hirtenknabe sein einziges Gut, ein junges Gänzchen. Betrübt suchte er es den ganzen Tag und noch den nächsten in der Umgegend, allein vergebens. Klagend und weinend hatte er sich ganz ermattet von dem langen Suchen am Rande der Murg in der Nähe des Hilpertslöcher niedergelegt, als auf einmal ein kleines, buckliges Wichtelmännchen vor ihm stand und zu ihm sagte: „Was weinst du um eine

Gans, gehe 'nauf nach Gernsbach und stiehl dir eine andere!“ Allein der Knabe erwiderte: „Nein, das thue ich nicht; die Ehre ist mir doch noch lieber als meine Gans.“ Kaum aber hatte er das gesagt, so verkroch sich lachend der Zwerg, und zur Höhle heraus ertönte es immer vernehmlicher: Gag, Gag, Gaggag, und das verlorene Gänzchen kam hervorgeschlüpft. Die Kunde verbreitete sich rasch durch das Thal und so nannte man den Ort Gaggenau. In dieser Höhle gab es früher viele Zwerge und Geister; seitdem man aber den Berg angebaut und die vielen Felsen gesprengt hat, haben sie den Berg verlassen und sind aus der Gegend verschwunden, gerade wie das Rödertweibchen und die Zwerge im Gernsberg.

Vor vielen, vielen Jahren, da kam einmal ein Bergknappe, um Arbeit zu suchen, in das Murgthal; denn früher gab es eine Strecke oberhalb dem Schlosse auch eine Erzgrube, die aber, da sie zuletzt gar wenig ertrug, wieder einging. Weil aber der Knappe keine Arbeit fand, so untersuchte er die Gegend näher, entdeckte so den Eingang zur Höhle, und durchforschte sie. Was er gefunden hat, hat er Niemanden mitgeteilt. Er ließ sich in Gaggenau nieder, und jeden Morgen sah man ihn mit seiner Lampe, seinem Hammer und Sack der Höhle zu gehen. Am Abende, wenn die Landleute schon lange ruhten von ihrer Feldarbeit, kehrte er erst schwerbeladen mit seinen Erzen zurück. Es muß nicht unbedeutend gewesen sein, was er so gewann. Nach einiger Zeit heiratete er ein Mädchen aus dem Orte und führte ein wohlhabendes, gemächliches Leben. Das dauerte so ein paar Jahre; eines Morgens aber war der Bergmann und seine Frau aus dem Orte verschwunden und niemand hat erfahren, wo sie hingekommen sind. Der



Bergmann hatte Hilpert geheißt und schon als er noch zu Gaggenau wohnte, hieß man die Höhle das Hilpertslöch und später bekam der ganze Berg den Namen Hilpert.

Ein tüchtiger Oekonom namens Rindenschwender hat auf dem Berge ein Gut geschaffen, er hatte mit vielem Gelde die Terrassen in die Felsen gesprengt und mit guter Erde bedeckt und so sind die schönen Gärten und die fruchtbaren Aecker entstanden. Zu Ehren der verstorbenen Markgräfin Amalie hat er den Hilpert „Amalienberg“ geheißt. Vom Großherzog Karl Friedrich wurde Rindenschwender ob seiner Verdienste um die Landwirtschaft, Handel und Verkehr im Murgthale, zum Oekonomierat ernannt und nachdem er tot, ihm neben der Landstraße ein Denkmal gesetzt. Seit jener Zeit hatte das Gut schon mehrere Eigentümer.

## In das obere Murgthal.

Ist der Gernsbacher Sommergast ein tüchtiger Fußgänger, so raten wir ihm, an einem schönen Tage in der Frühe aufzubrechen und seinen Weg längs dem Laufe der Murg thalaufwärts zu wählen. Bis Weisenbach ist das Thal verhältnismäßig breit, und das Auge ergötzt sich an üppigen Aeckern, unterbrochen auf den Hügeln von grünen Rebgebirgen. Den Saum der murmelnden Murg bildet der Sammt der Wiesen und die feierliche Stille der Natur wird nur von Zeit zu Zeit unterbrochen von dem Schwirren der Sägmühlen, die den reichen Holzseggen des Murgthales verarbeiten. Hinter Weisenbach aber verengert sich schon das Thal, es verschwinden die Rebhügel, die Berge schieben ihre Felsenmassen immer mehr gegen die Murg vor und zwingen dieselbe, sich schäumend durch das wilde Gestein Bahn zu brechen. Die schöne Straße, die bisher immer der Thalsohle folgte, findet nicht mehr Raum genug neben dem Wasser und zieht sich am Abhang der Berge hin und oft entziehen die Klippen unsern Augen den Fluß, dessen Tosen nur wir in der Tiefe vernehmen. So gelangt man an einer neuen, hübsch angelegten Fabrik, der Holzstoff- und Papierfabrik der Herren Holzmann & Comp., vorüber in das Dorf Langenbrand und wundert sich, wie auf diesen engen Räumen an diesen steilen Halden noch ein Dorf Platz finden konnte. Bevor man das Dorf erreicht, verlohnt sich noch einmal zurückzublicken, denn von da aus öffnet sich ein schönes Panorama. Links erscheint in der Ferne das freundliche Schloß Eberstein, weiterhin der kleine und große Stausen-

berg oder Mercuriusberg, rechts die Teufelsmühle, der Käppelberg, der Eichelberg und im Hintergrunde die Vogesen. Nachdem man Langenbrand passirt, wird das Thal immer wilder, immer schroffer steigen die Seitenwände empor, immer zahlreicher werden die Biegungen des Flusses, der sich um die Felsen und Bergvorsprünge herumwinden muß. Nachdem man noch durch ein Tunnelgegangen gelangt man nach dem Orte Gausbach. Hier darf man sich schon etwas mehr Ruhe gönnen, denn der Weg strengt an und im „Waldhorn“ ist es gut sein. Hier setzt man sich auf die Terrasse gegen die Murg. Verschiedene Felsengruppen, besonders die aufgetürmten und hoch emporstrebenden Granitmassen, Vielefelsen genannt, hemmen die Aussicht, verdienen aber selbst betrachtet zu werden, und dabei versetzt man sich in die Lage, welche wohl der Schulmeister gehabt haben mag, nach welchem einer der Felsen benannt und über welchen man sich die Sage erzählt vom

### Schulmeisterfelsen.

In der letzten Hälfte der 1790er Jahre besuchte der Schullehrer von Gausbach den Wochenmarkt in Gernsbach, trank dort einige Gläser Wein über Durst, wodurch der gute Mann bis in die sinkende Nacht von seinem Rückwege abgehalten wurde. Spät an der Zeit suchte er endlich mit unsichern Schritten den Rückweg nach Hause; jedoch in der Gespensterstunde bei jenem Felsen angekommen, gewahrte er ein feuriges Gespenst — wahrscheinlich ein Licht in dem jenseits weiter oben gelegenen Bernersbach — welches ihn immer weiter bis auf die höchste Felsenspitze verlockte. Dort wunder-

bar unverletzt angekommen, und wahrscheinlich durch die Anstrengung ermüdet in einen wohlthätigen Schlaf versunken, von welchem er erst bei anbrechendem Tage erwachte, überzeugte er sich bald von der Unmöglichkeit, ohne Lebensgefahr auch nur einen Schritt vor- oder rückwärts machen zu können. In dieser desperaten Lage erblickte er endlich in der Tiefe einen herannahenden Stammholzfloß auf der Murg, und bald erkannte er in den Flößern, welchen er sich schon in der Ferne durch Jammertöne bemerkbar machte, seine rettenden Engel. Sie säumten auch nicht, aus dem nahen Dorfe Leitern und Stricke herbeizuschaffen, mit welchen sie den geängstigten Schulmeister auf sichern Boden zogen, welcher so listig war, seinen sich zugezogenen Unfall dem nächtlichen Gespenste zuzuschreiben.

Gehen wir fort in unserer Tour, da erweitert sich noch einmal das Thal, wir erblicken wieder Matten und Felder, reichlich besetzt mit Obstbäumen, und vor uns liegt das malerische Forbach mit seinen beiden Brücken, von denen die neue hoch, in kühnem Bogen, leicht und zierlich, über die in der Tiefe rauschende Murg hinüberführt, während die alte hölzerne mit ihrem Dache uns erinnert an ein schwerfälliges, großes Schwarzwälder Bauernhaus. Hier machen wir den ersten Halt und stärken uns in einem der Gasthöfe für die weitere Reise.

Gleich hinter Forbach aber wird die Gegend wieder unwirtlich; bald sehen wir nichts mehr als Wald, Felsen und den brausenden Strom, neben dem die Straße kaum noch Platz findet, sich hinzuwinden. Wer da ein Freund ist von wilder, romantischer Naturschönheit, der findet



hier genug. Nicht mehr, wie vor Forbach, wird diese Wildniß unterbrochen von einem schmalen Wiesengrund, der mit seinen verlassenem Heuschobern unten an den Felsen sich hinzieht. Dann und wann schiebt ein noch engeres Seitenthal sein krystallklares, kaltes Bächlein herab in die Murg, wo es alsbald in der schäumenden Wassermasse verschwindet. So gelangen wir endlich an die Stelle, wo die Raubmünzach vereinigt mit der Schwarzbach mündet. Hier wurden früher die sogenannten Holzschwallungen abgehalten, deren interessantes Schauspiel immer viele Zuschauer anzog.

Von hier verfolgen wir das Thal noch eine Strecke bis Schönmünzach, wo wir über Mittag Rast halten und uns für den Rückweg erholen. Hat uns aber der Hinweg zu sehr ermattet, so erleichtert ein Omnibus den Rückweg.

Eine gute Strecke hinter Forbach mündet die Schwarzbach mit der Seebach, welche aus dem Herrenwieser See kommt. Die Kolonie Herrenwiese, die erst seit 1748 gegründet ist und seit 1818 eine Pfarrei bildet, liegt von dem See eine kleine Strecke südwestlich, 2290 Fuß über dem Meere, in einem wilden, einsamen Kesselthale, welches früher auch einen großen See eingeschlossen haben soll. Man nennt den Herrenwieser See auch den Hummelsee und den kleinen Mummelsee, weil er sein Wasser aus dem großen Mummelsee hat, der drei Stunden davon entfernt ist und wie dieser, unergründlich tief sein soll. Auch sollen die Seejungfrauen aus dem Mummelsee abwechselnd im Herrenwieser See gewohnt haben. Des Nachts seien sie oft herab in das Dorf gekommen und hätten den braven und frommen Leuten ihre Arbeit verrichtet, gerade wie die Heinzelmännchen in Köln. Hatte die fleißige Hausfrau Wasch-

im Zuber stehen, so fand sie dieselbe am Morgen ausgewaschen und schon getrocknet, lag irgendwo der Teig noch in der Mulde, so bucken sie das Brot aus, ehe die Leute erwachten, und war die müde Magd eingeschlafen, ehe sie das Haus gescheuert hatte, so war am Morgen alles blank und rein. Aber wie die Zwerge im Gernsberg, sind auch diese Seefräulein verschwunden, seit die Zeiten und die Menschen sich so sehr verschlechtert haben.

Da am Ufer des See's schoß einmal ein Jäger ein Reh, es fiel in das Wasser und der Jäger bemühte sich vergeblich, es wieder herauszufischen. Erst am dritten Tage kam es ganz zerquetscht bei der Seebachbrücke wieder zum Vorschein.

Der Herrenwieser See heißt aber auch der Nonnensee, weil da einst ein Frauenkloster gestanden haben soll, welches versank und jetzt von dem Wasser bedeckt wird. Man findet noch da und dort Spuren von Wegen, Gebäuden, auch Reste von einer Mühle. Doch muß das schon sehr lange her sein. Die Sage erzählt vom-

### Herrenwieser See.

Als das Kloster versunken war, sah man die Nonnen im Frühlinge am Ufer sitzen und hörte ihr melancholisches Lied. Es waren jeder Zeit zwölf. Aber sobald man näher kam, sprangen sie ins Wasser und verschwanden. War in einem der Nachbarorte Hochzeit und Tanz, so fanden sie sich meistens ein, aber nie mehr als eine allein. Man sah sie bei Hochzeiten gerne; denn sie brachten der Braut Glück, und nicht leicht vergaß es eine, drei Tage vor ihrer Hochzeit an den See zu gehen.



und laut zu rufen: „Ich habe Hochzeit, komme zum Tanz!“ Wenn hierauf das Wasser plätscherte, so war das ein Zeichen, daß die Nonne erscheinen werde. Sie tanzten gar prächtig und fein in leichten, schwebenden Schritten, aber essen sah sie Niemand. Brachte der Tänzer der Jungfrau sein Glas zu, so nahm sie es wohl dankend ab, führte es, als ob sie trinke, an die Lippen, allein sie trank keinen Tropfen; wenn daher ein Mädchen gar zimperlich Bescheid thut, pflegt man zu sagen: „Sie trinkt wie eine Nonne, die an dem See ihr Liedchen singt.“ Sie trugen stets weiße Kleider und waren heiter und froh, doch nach dem See durfte man sie nicht fragen, sie gaben sonst keine Antwort und mieden den Ort, wo man darnach gefragt hatte. Das Brautpaar mußte ihnen stets versprechen, es ja zu sagen, wenn es nachts zwölf Uhr schlug. So war denn auch einmal eine Hochzeit in Forbach gewesen und auf die Einladung der Braut war am Abende eine Nonne in dem heiteren Kreise der Hochzeitssäle erschienen. Sie nahm bald an der allgemeinen Freude teil und tanzte wacker mit; die Zeit verrann, man wußte nicht wie, und so geschah es, daß das Brautpaar die Stunde vergaß. Als aber endlich die Nonne nach der Zeit fragte, da war es ein Uhr. Mit einem lauten Schrei sank sie zusammen und, als sie sich nach einigen Augenblicken wieder erholt hatte, bat sie den Bräutigam, sie an den See zu begleiten. Weil ihr die Angst und die Furcht deutlich im Gesichte geschrieben standen, schickte sich der Bräutigam sofort an, sie zu begleiten. Der Mond schien klar, als sie so den Berg hinaufstiegen; aber sie wechselten keine Reden, und der junge Mann hatte alle Mühe, der Schweigend voran eilenden Jungfrau zu folgen. Am See angekommen, wandte sich die Nonne um und sagte:

„Die Oberfläche des Wassers und der Schein des Mondes werden Dir mein Schicksal verkünden. Bleibt das Wasser ruhig und der Mond ungetrübt, so ist es mir gut ergangen; wird der See aber blutigrot, so ist es um mich geschehen.“ Darauf sprang sie in den See; sofort aber quollen an der Stelle, wo sie sich hineingestürzt hatte, blutgefärbte Wellen empor und es entstand im See ein gewaltiges Rauschen und Brausen und, als der Mann jetzt nach dem Monde blickte, schien ein dunkler Schleier denselben zu verhüllen. Von Schrecken erfüllt kehrte der Bräutigam nach Forbach zurück und erzählte den Harrenden, was er gesehen hatte. Seitdem hat man die Nonnen nicht mehr am Ufer sitzen und sich sonnen gesehen.

Eine dieser Nonnen war es auch, deren Gesang und Schönheit jenen armen Hirtenjüngling in die Nacht des Wahnsinnes stieß. Bernfried aus dem benachbarten Schöngengründ hütete einst in der Nähe des Sees seine Heerde, als er plötzlich so wunderbar schöne, so entzückend liebliche Töne vernahm, wie noch nie in seinem Leben. Unbeweglich lauschte er lange und getraute sich kaum zu atmen, bis die glockenhelle Silberstimme ihr himmlisches Lied beendete. Dann aber sprang er empor; es riß ihn fort hin zu dem Orte, von wo der Gesang herkam. Vergeblich trat ihm ein in der Nähe wohnender Waldbruder, welcher diesen Gesang und seine verderbliche Wirkung wohl kannte, entgegen, vergeblich waren alle Worte und warnende Zurufe; fort stürzte der junge Hirte und eilte nur um so rascher seinem Unglücke entgegen. Am See angekommen, erblickte er das schönste Frauenbild, das je sein Auge erschaute, sitzend am felsigen Gestade des Sees; in ihrer Linken hielt sie die goldene Harfe, mit welcher sie ihren entzückenden Gesang be-



gleitete; lange blonde Locken fielen über Hals und Nacken und an ihre rechte Seite schmiegte sich ein schneeweißes Reh. Einen Augenblick jedoch bloß wahrte es, daß dem Hirten dieser Anblick gegönnt war; denn kaum hatte die Sängerin die Tritte des Heraneilenden gehört, so erhob sie sich rasch und stürzte sich jählings in den See, der wogend über ihr zusammenschlug und sie in den Kreis ihrer Schwestern aufnahm. Mit starrem Blicke stand der Jüngling da und war nicht mehr von der Stelle zu bringen, wo das Weib geessen und ihr zauberisches Lied gesungen hatte. Er hat für nichts mehr Sinn, für nichts Empfindung; der Wahnsinn hatte seinen Geist erfaßt und verwirrt. So wartete er den ganzen Tag unbeweglich auf die Rückkehr der Gestalt. Als es aber schon dunkelte, da schien er zu erwachen, er eilte fort über Stock und Stein, unaufhaltsam über Berg und Thal, und nie wieder hat man in seiner Heimat etwas von ihm gehört.

Wie der Grafensprung, ist auch diese Sage in der Trinkhalle zu Baden durch ein schönes Bild verherrlicht.

Noch weiter das Murgthal hinauf liegt der

### Schurmer See und Hugenbacher See.

Im ersteren wohnte vor Zeiten ein wilder Mann von furchterregendem Aussehen. Uebermenschlich groß, besaß er auch übermenschliche Kräfte; seinen Kopf bedeckten lang herabhängende schwarze Haare und sein finsternes Gesicht umrahmte ein langer, wirrer Bart. Stets führte er einen

schweren, jungen Eichstamm mit sich, den er bald als Waffe, bald als Stütze gebrauchte. Wehe aber dem Wanderer, der ihm begegnete; er fiel ihn an und keiner entging seinen wuchtigen Schlägen. Bald war das Thal verrufen und, wer nach Freudenstadt oder einem Orte jenseits des Gebirges wollte, machte lieber einen weiten Umweg, als daß er sein Leben wagte. Doch seit langer Zeit hat man nichts mehr von dem wilden Manne gehört, und Niemand weiß, wohin er verschwunden ist.

Gute freundliche Geister wählen sich meistens auch freundliche, schöne Orte zu ihrem Aufenthalte; da hinten aber ist es gar rauh und wild, darum sind auch nur böse Geister da und fügen den Menschen, die da wohnen oder dahin kommen, Schaden zu. So hielt sich auch im Hugenbacher-See eine böse Nixe auf, die es besonders auf die Knaben und Mädchen abgesehen hatte. Wenn ein Kind in die Nähe des Sees kam, so stürzte sie eilends daher, packte es auf und trug es in den See, wo sie es dann lebendig auffraß. Seitdem aber ein Köhler, welcher in der Nähe des Sees seine Hütte aufgeschlagen hatte, ihr einen Wechselbalg an das Ufer legte und sie ihn statt des Köhlers Knaben fraß, ist sie verschwunden und die Kinder können jetzt mit Ruhe und Sicherheit am Rande des Sees spielen. Die Geschichte trug sich jedoch folgendermaßen zu. Die Köhlersfrau hatte einst ihr kleines Knäblein daheim in der Wiege gelassen und war in den Wald gegangen, um Heidelbeere zu pflücken für ihren Mann, der sich bei seinen Meilern befand. Als sie ihren Hasen gefüllt hatte und heimkehrte, hörte sie schon von weitem ihr Kind ganz entsetzlich schreien. Wie erschrocken sie aber, als sie beim Eintritt in die Hütte statt ihres lieben Söhnleins einen gräulichen Wechselbalg in der Wiege fand! Der hatte einen Kopf



wie ein Sester, Augen wie ein Kalb, während er sonst am ganzen Leibe mager und fahl war. Er wälzte sich in einem fort in seinem Rothe und schrie wie ein heiserer Rabe. Um die Mittagszeit kam der Mann nach Hause und die Mutter in ihrer großen Not bat den Mann, den Wechselbalg mit Ruten zu hauen. Der Mann that es auch, während die Mutter vor der Thür niederkniete und laut zu Gott um Hilfe betete. Da war es ihr auf einmal, als hörte sie am See ihr Söhnlein weinen; sogleich sprang sie dahin und sah richtig ihr Kind am Ufer liegen. Sie hob es empor, drückte und herzte es und trug es im Fluge nach Hause. Ihr Mann aber trug darauf den Wechselbalg an dieselbe Stelle, wo sein Knäbchen gelegen hatte. Es dauerte nicht lange, so schoß die Nixe hervor, verschlang den Wechselbalg und tauchte wieder unter im See. Da fing der See aber an erschrecklich zu brausen und mit gewaltigem Toben warf er seine Wellen hoch empor, daß der Mann, der in einer geringen Entfernung gelauscht hatte, entsetzt davon eilte. Seitdem hat man die Nixe nicht mehr gesehen, und die Leute glauben, daß sie über diesem Fraßzersprungen sei.

Da oben nicht weit vom Einfluß der Naahmünzach in die Murg, da liegt auch rechts, hart an der Straße, ein schön abgerundeter, auffallend großer Granitblock; das ist der Kiesel, den der Teufel hierher geworfen hat. Einst nämlich fischte der Schwarze in der Murg, und da verspürte er auf einmal im Schuhe einen Druck, der zuletzt so stark wurde, daß er an der Stelle wo jetzt der Kiesel liegt, seinen Schuh auszog und ihn umstülpte, und was fiel heraus? Unser Kieselstein, der wohl imstande sein mag Einem Hühneraugen zu drücken.

## Schloß Eberstein.

Nachdem wir nun alle die Sagen wiedergegeben, welche uns Großmütterchen erzählt und welche sich auf unsere Zeit überliefert haben, hängen wir noch einige Geschichten an, die wohl auch gerne gelesen werden, da sie uns in längst vergangenes einführen und uns über das Bestehende aufklären. Zum ersten wollen wir die freundlichen Leser auf Schloß Eberstein führen, das in unser Murgthal so herrlich herniederschaut und in einer Viertelstunde von Gernsbach zu erreichen ist.

Im Anfange war das Schloß nicht von der Ausdehnung und Befestigung, wie später; es wurde zu verschiedenen Zeiten erweitert und mit Befestigungswerken verstärkt. Die ersten Nachrichten von demselben finden sich in einer Urkunde Graf Ottos I. vom Jahre 1272; in früheren Urkunden ist demselben nicht gedacht.

Im Jahr 1387 ging die Hälfte der Burg Neu-Eberstein samt Zubehörde durch Kauf an das Haus Baden als Eigentum über, und die andere Hälfte derselben nach Aussterben des Geschlechts der ebersteinischen Linie im Jahr 1660.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war die Burg von einem württembergischen Verwalter bewohnt, denn damals war Württemberg noch im Besitze des durch Heirat anerbten Viertels der Burg; später wurden die Gebäulichkeiten verlassen, das Innere derselben verfiel allmählig und wurde noch zu Ende desselben Jahrhunderts von einem Nagelschmied bewohnt, der hier seine Wohnung und Werkstatt aufgeschlagen hatte, das dazu gehörige Schloßgut hingegen ging von eines in des andern Pächters Hand.



Im Jahr 1796 wurde der zweitgeborene Sohn Großherzogs Karl Friedrich, Markgraf Friedrich von Baden, Eigentümer der Schloßruine und einige Jahre später auch Eigentümer des Schloßguts.

In dem Sommer desselben Jahres — im Augenblicke der damaligen französischen Invasion — bezog der von Markgraf Friedrich auf das Schloß bestellte Gärtner, namens Vogt, die verfallenen Räume und legte noch in demselben Spätjahr die erste Hand an die Gartenanlagen und Pflanzungen. Markgraf Friedrich, Verehrer und Freund der Natur, welche sich auf Neuenstein so anziehend und lebhaft ausdrückt, erhob die Ruine aus ihren Trümmern, ließ sie in bewohnbaren Stand herrichten, den Turm erhöhen und zugänglich machen, und verlebte den Sommer über mehrere Monate auf dieser Höhe, bis im Jahre 1829 das Schloß samt Zubehör an Se. Königl. Hoheit den Großherzog Leopold durch Kauf überging.

In der Nähe des gegen Nordwest gefehrten Hauptthores, welches in den untern Schloßhof führt, vereinigt sich die von Gernsbach heraufziehende Fahrstraße mit der von Baden durch das Beurner- und Müllenbachthal angelegten Kunststraße, beide von Weißtannenwald beschattet. Auch der von Baden durch den Wald führende Fuß- und Reitweg, so wie ein ähnlicher von Obertsroth zwischen Wiesen und Rebanlagen heraufziehender Weg vereinigen sich am Vorplatz des Schloßes, wo eine herrliche Aussicht in's obere Murgthal sich öffnet.

Aus dem unteren Schloßhofe führt eine bedeckte steinerne Wendeltreppe auf kürzestem Wege auf die obere Terrasse, wo das Schloß erbaut ist, und in den oberen Schloßhof, wogegen ein Fahrweg ebenfalls dahin ein-

biegt und an das Thor des Schloßes führt, über dessen Bogen gegen den freien Vorplatz gefehrt der badische Balkenschild mit Helm und Steinbockshörnern, gegen innen aber das gegenwärtige großherzoglich badische Wappen in Stein ausgehauen sich befindet. Hier betritt man den von dem Schloßgebäude und dem Turme umgebenen inneren Schloßhof.

Sowohl von dem Turme als von dem Balkon des Schloßes öffnet sich eine herrliche Aussicht südöstlich in das Thal hinab, aus welchem auf beiden Ufern des Flusses interessante Gebirgsreihen kühn emporstreben und bis auf die Plattform des Hochgebirges ansteigen.

In die Tiefe schweift der Blick auf die von Obstbaumpflanzungen umgebenen Dörfer Obertsroth, Hilpertsau, Weisenbach, Au, Langenbrand bis gegen Bernersbach hin, gegenüber nach Nordost auf dem rechten Murgufer öffnet sich eine Thalschlucht, bewässert von dem Lautenbach und das Dörfchen gleichen Namens am Ufer desselben, angelehnt an den Fuß der aus dem Wiesengrunde sich erhebenden Rockert. Nördlich zu unsern Füßen liegt Gernsbach, durchschnitten von der tosend dahin eilenden Murg; weiterhin die Dörfer Görden, Ottenau, Gaggenau und in der Ferne die jenseitigen rheinischen Vogesen. Gegen Südwest ist die Aussicht durch die nahen Bergwände, welche sich aus dem herziehenden Wiesenthale erheben, ziemlich gehemmt, und durch die Berge Heiternell, Höllstein, Reitenberg, Breitfeld, Gumpertswiese ziemlich abgeschlossen.

Das Innere des Schloßes ist geschmackvoll eingerichtet und mit Kunstwerken verziert, bietet dem Besucher angenehme und lehrreiche Unterhaltung.

## Gernsbach.

Zum Schlusse nun einiges über unser Städtchen. Dasselbe hat, wie jeder Besucher bestätigen wird, eine hübsche Lage; es ist aber auch schon sehr alt, indem der Name Gernsbach schon in dem im Jahre 1219 von den Brüdern Otto und Eberhard von Eberstein erlassenen Teilungsbriefe vorkommt. Um jene Zeit war Gernsbach ein Dorf, das mit seiner Kirche ein Filial von Rothenfels bildete, bis es 1248 eine eigene Pfarrei erhielt.

Zugleich besaß Gernsbach ein Adelsgeschlecht, welches das Schenknamt in der Grafschaft Eberstein verwaltete. Zwei dieser Schenken von Gernsbach, deren Geschlecht 15 Jahre später mit Arnold Schenk von Gernsbach ausstarb, Arnold und Konrad, unterzeichneten im Jahre 1245 eine Urkunde Otto's I. Damals besaß Gernsbach bereits Stadtrechte, die ihr höchst wahrscheinlich von Kaiser Friedrich II. verliehen wurden; auch wird in einer Urkunde des Grafen Otto I. ums Jahr 1272, in welcher er das Kloster Herrenalb von allen Abgaben befreite, Gernsbach eine Stadt genannt, deren Rechte sich indessen auf das Recht der befestigten Umfassung, auf das Marktrecht und vor allem auf das Recht der städtischen Verwaltung beschränkten. Seine Bewohner waren leibeigen und somit „rayßbar, steuerbar, frohndbar und bothmäßg.“ Diese Hörigkeit war jedoch nicht sehr drückend, da viele Bewohner der Stadt wie auf dem Lande zu sehr großem Wohlstande gelangten und die Bürgerschaft trotz ihrer Hörigkeit manches wohlbeachtete Wort zu den Verhandlungen der Grafen sprachen.

Im Jahre 1375 hatte die Stadt vom Grafen Wilhelm I. das Weinungeld kaufweise an sich gebracht und als die hierüber ausgestellte Urkunde bei einer Feuersbrunst zu Grunde gegangen war, erteilte Markgraf Bernhard nebst den Brüdern Bernhard und Wilhelm von Eberstein an Ostern 1418 der Stadt auf ihre fleißige Bitte einen neuen gleichlautenden Brief über das Ungeld „mit solchem Bedinge, daß sie das sollen bewenden und anlegen an unser Stadt Buwe und Nuze ungeserlich und auch Uns oder Unseren Amtleuthen alle Jahre Jährlichen zum zwölften Tag nach Wihenachten eine gute Rechnung davon thun, daran Uns oder Unseren Amtleuthen dann genüget, ungeserlich.“ Im Jahre 1471 erhöhte die Stadt trotz der Einsprache des Grafen Bernhard II. das Ungeld um acht Pfennige für die Dhm.

Auch am Bundschuh beteiligten sich viele Gernsbacher, insofgedessen die Ruhe erst wieder hergestellt werden konnte, als Truchseß von Waldburg über die Aufrührer in der Gegend bei Würzburg gesiegt hatte. Mittwoch nach Herrgottstag 1525 gelobten die in Gernsbach versammelten Bürgermeister, Richter, Räte und Gemeinden sämtlicher Ortschaften der Grafschaft aller ferneren Aufforderung zum Bundschuh zu entsagen, jene, die sie dazu verleiten wollten, gefänglich einzuziehen, der Befehle ihrer Herrschaft gewärtig zu sein und die Schätzung zu entrichten, die zur Deckung der Kriegskosten über sie verhängt werden würde. Sie beschworen dieses Versprechen mit aufgehobenen Händen nach vorgespochener Eidesformel. Konrad von Benningen, Landhofmeister zu Baden, und Albrecht von Seldeneck auf Kroschweier, badischer Vogt in Gernsbach, hatten vermittelt und besiegelten die Urkunden als Zeugen, an



welcher nebst den Siegeln der Zeugen auch jenes der Stadt Gernsbach hängt; der Schild zeigt oben die eberstein'sche Rose, unten ein Beil nebst einem Waldhammer. Die Unterschrift lautet: S. Civitatis in Gernspach.

Wie sehr das Ansehen und die Selbständigkeit Gernsbachs um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zugenommen hatte, davon liefert ein Vertrag vom Jahre 1542 den deutlichen Beweis, wonach Graf Wilhelm von Eberstein seinem Bruder Hans Jakob verspricht, die Gernsbacher zu vermögen, daß sie ihn — Hans Jakob, Grafen von Eberstein — bei Nacht in die Stadt einlassen. Vierzig Jahre später verlangte Markgraf Philipp von Baden die Bürgerschaft der Einwohner von Gernsbach, als er dem Grafen Hauptrecht von Eberstein nach und nach 20,000 Gulden vorgeschossen und dafür von ihm die halbe Grafschaft verschrieben erhalten hatte. Die Gernsbacher lehnten diese Zuminutung anfänglich ab, bis endlich die Gemeindegewalt — Markgraf Philipp und Graf Hauptrecht — sämtliche Einwohner der Stadt und Vorstädte, um sie geneigter zu machen, von der Leibeigenschaft entnahmen. Diese entrichteten dafür die unbedeutende Summe von 1000 Gulden, überließen der Herrschaft zwei Drittel am Trottwein, sowie auch zwei Drittel am Weinzeihen, den die Stadt vom Domstifte zu Speier gepachtet hatte. Auf diese Weise hatte die Leibeigenschaft in Gernsbach ihr Ende genommen.

Mit dem Wohlstande der Stadt Gernsbach wuchs auch deren Bevölkerung, so daß schon im 14. Jahrhundert Gernsbach eine Badstube besaß, die im Jahre 1368 vom Grafen Wolf an Heinzen den Bader und seine Erben um einen jährlichen Zins von 4 Pfund Hellerin verliehen, worauf sie im Jahre 1513 den Bürgern in Gernsbach überlassen wurde.

Das Rathhaus ist auch sehenswert; es wurde im Jahre 1617 von Johann Jakob Kast der Stadt geschenkt; ist ganz aus Quadern in dem soliden und prachtvollen Style des 16. Jahrhunderts aufgeführt. Es überragt die umstehenden Häuser, und gibt für seinen Erbauer, sowohl wie für die Bewohner von Gernsbach, ein ehrendes Zeugnis des herrschenden Bürgerfinnes. Ein Nachkomme jener Familie Kast, Herr Cas. Kast, ließ auf dem Gebäude eine Uhr anbringen und auch ein Feuerglöckchen, sowie das Äußere wieder herstellen.

Einige Minuten von der Stadt entfernt liegt das auf Veranlassung des Amtsarztes Dr. Erhardt gegründete Kiefernadelbad, das früher das Gasthaus zum Erbprinzen gewesen, welches unter der ausgezeichneten Leitung des Inhabers, Herrn Pfeiffer, von Jahr zu Jahr immer mehr besucht wird und auch für die Stadt selbst die Quelle reicher Einnahmen abgibt.

Ofters mußten die Bewohner Gernsbachs durch Feuer und Wassergewalt bittere Erfahrungen machen. Im dreißigjährigen Kriege wurde dasselbe von den allirten Truppen unter Herzog Bernhard von Weimar, 1643, geplündert und in Asche gelegt, und im orleanischen Kriege, 1689, war dessen Schicksal nicht viel besser.

Nachdem 1789 der vierte Teil der neuen Gebäude in Asche verwandelt und kaum wieder aufgebaut war, wurde die Stadt im französischen Revolutionskriege, beim Vordringen einer französischen Heeresabteilung über Baden und Gernsbach gegen Pforzheim hin, unter General Le Courbe am 7. Juli 1796 geplündert, und zwei Jahre später, 1798, ward abermals ein Viertel ihrer Gebäude ein Raub der Flammen. Was im Revolutionsjahre 1849 abbrannte und was die Bewohner

dort auszustehen hatten, ist den Meisten noch in Erinnerung, so daß wir für unnötig finden, alle durchlebten Schrecken und Drangsale aufzuführen. Der Ausgang der 60er Jahre war gleichfalls für Gernsbach unheilvoll, indem ziemlich starke Feuersbrünste ihre verderblichen Fittige über dasselbe ausgebreitet hatten. Dieser empfindlichen Wechselfälle ungeachtet sind die Spuren derselben gegenwärtig verwischt, und auf den Brandstätten breitere Straßen und solidere Bauten, als früher vorhanden waren, entstanden. Gemeinderatsbeschluß sicherte auch der Stadt einen Bauplan und haben wir die feste Hoffnung, wenn Gernsbachs Gemeindevertretung in der betretenen Bahn fortfährt, die Zukunft Gernsbachs eine immer bessere und schönere sein wird! Das walte Gott!



K